

Joachim von Freedens, Malta und die Baukunst seiner Megalith-Tempel. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1993. 305 Seiten, 179 Abbildungen, davon viele farbig.

Das Phänomen 'Megalithismus' hat ein reiches Schrifttum entstehen lassen: eine in vielen Ländern faßbare Tendenz, monumentale Bauten aus riesigen Steinen zu errichten; zu welchem Zweck, läßt sich kaum in einer allgemeingültigen Formel erfassen. Die Vorstellung, die 'Megalithkultur' habe sich von einem einzigen Zentrum aus verbreitet, wird kaum noch vertreten. – Es ist seit langem bewußt, daß die kleine Inselgruppe von Malta ungewöhnlich viele megalithische Bauten aufweist, die sich durch die Originalität ihrer Formen und der architektonischen Gestaltung vom Gros der mediterranen und nordeuropäischen Belege abheben. Publikationen über dieses Phänomen, vorwiegend populär bestimmt, sind zahlreich.

Insofern ist es für einen Wissenschaftler eine anspruchsvolle Aufgabe, der Fülle an Schriften eine weitere hinzuzufügen. Das vorliegende Buch J. von Freedens setzt neue Maßstäbe. Es vereint eine eindrucksvolle, bei intensivem Studium vor Ort gewonnene Kenntnis der Originalbefunde mit einer Darstellungsweise, die für den Archäologen lesenswert und für den interessierten Laien verständlich ist. Hervorzuheben ist die ebenso klare wie unpräzise Sprache des Verf.

Das Buch beginnt mit einer tiefstapelnd als "Erste Eindrücke von den Inseln" überschriebenen Landeskunde, die die natürlichen Voraussetzungen wie Geologie und Bodenkunde (eine vorzügliche mehrfarbige Karte [im Vorsatz vorn] stellt die Lage der Heiligtümer vor diesen Hintergrund), Klima und Vegetation übersichtlich schildert und in ihrer Auswirkung auf den Menschen und sein Werk erläutert. Dann werden (S. 7 ff.) die natürlichen Veränderungen der Küstenlinien (durch den postglazialen Anstieg des Meeresspiegels und Erosion) und die Auswirkungen der Wirtschaftsweise auf die Umwelt (und ihre Rückwirkungen auf die Menschen) angesprochen: bis zur Entwaldung gehende Rodungen unter dem Druck einer Bevölkerungszunahme, die zuletzt die natürlichen Ressourcen überforderte und – zusammen mit der Ankunft neuer Menschengruppen von auswärts – zum Zusammenbruch der 'Tempelkultur' führte. Beispiele für ähnliche Situationen wie auf Rapanui (Osterinsel) lassen vermuten, daß sich in dieser Situation extremen Stresses die maltesischen Stämme gegenseitig in endlosem Streit aufgerieben haben. In solcher Lage verwendet man keine Energie mehr auf den Tempelbau. Hinweise, daß die zuvor – wie Statuen und Statuetten stehender oder wie schlafend auf Betten liegender Frauen vermuten lassen – feminin gedachte Gottheits- oder Götterwelt in dieser Krise männlich-kriegerische Züge angenommen hätte, sind aber noch nicht bekannt. Oder sollte ein großes Stierrelief im mittleren Tempel von Tarxien (Abb. 106) so zu deuten sein? Im ostmediterranen Neolithikum vertritt der Stier stellenweise das männliche Prinzip.

Zum Kern der Sache: Die maltesischen Megalithbauten – Heiligtümer oder, falls der Ausdruck nicht anachronistisch ist, 'Tempel', und zugleich Zentren des Gemeinschaftslebens – sind zu einer Zeit entstanden, die dem Chalkolithikum und der Frühbronzezeit der Ägäis und des Ostmittellerraumes entspricht. Die Bauten variieren in ihrem Grundriß das Motiv von paarweise einander gegenüberliegenden Halbkreis-

bauten ("Raumbuchten") mit einem unterschiedlich klar ausgebildeten Hof dazwischen. So die Interpretation des Verf., der psychologisierend eine Beziehung zwischen den "Raum-" und den bergenden Hafengebäuden an den Küsten der Inseln sieht. Ebenso nahe liegt es, die "Raumbucht"-Paare auf das Vorbild von Ovalbauten (die durch Originale [Abb. 178] und ein Modell [Abb. 103] bezeugt sind) oder von aufeinander bezogenen Apsidenhäusern, d. h. Gebäuden mit U-förmigem Grundriß, zurückzuführen. Daß Verf. – wie sein Hinweis auf die genannten Belege zeigt – auch diesen Entstehungsgang der "Raumbuchten" vor Augen hat, könnte klarer ausgesprochen sein. – In mehreren maltesischen Tempeln sind zwei solche Ovale an gemeinsamer Achse hintereinander angeordnet, mit besonders kunstvoll ausgeführten Zwischenbauten, und den Abschluß der Achse bildet fast stets eine zusätzliche dritte bzw. fünfte "Raumbucht" oder Nische. Verschiedentlich sind mehrere derartige Anlagen zu Gruppen zusammengeschlossen.

Die Megalithbauten sind nicht die ersten Zeugnisse der Anwesenheit des Menschen auf Malta. Die ältesten, unscheinbaren Spuren besonders in Höhlen gehen auf das Neolithikum zurück: die Stufe der Kulturentwicklung, in welcher der steinzeitliche Mensch sich tierische und pflanzliche Nahrung nicht mehr parasitisch als Jäger/Fischer und Sammler aneignete, sondern Schaf/Ziege, Schwein und Rind sowie Korngräser und Hülsenfrüchte domestizierte und dadurch den Großteil seiner Nahrung selbst 'produzierte'. Diese ergiebige Wirtschaftsweise hat die Menschheit viel schneller anwachsen lassen als zuvor. – Es sei erwähnt, daß zu den Errungenschaften des Neolithikums auch die Schifffahrt zählt: die Besiedlung nicht nur von Malta, sondern auch der anderen Mittelmeerinseln, und ihre späteren Verbindungen mit der Außenwelt wurden erst hierdurch möglich.

Die maltesische Megalithkultur basiert nicht auf dem dortigen Neolithikum. Ihre Wurzeln sind durch die Einwanderung von Seefahrergruppen aus dem Osten gelegt worden, die im 4. Jt. v. Chr. Malta erreichten und mit der einheimischen Bevölkerung verschmolzen. Sie führten den Ovalhaustyp ein, der im Ostmittelmeer verbreitet war. Zunächst bestand er auf Malta (Skorba) aus Lehmziegeln und Holz wie im Osten; so wurde er später in der maltesischen Siedlungsarchitektur (Ghajnsielem) weiter verwendet.

Die Umsetzung dieses Grundtyps in eine megalithische Bauweise war ein lokales Phänomen. Verf. verwirft die Erwägung, daß aus Bruchstücken figürlicher Stelen (einem in Europa verbreiteten Motiv) auf ein Eindringen der – wenn man so sagen möchte – 'Megalithidee' aus Europa geschlossen werden könne (S. 45): die Funde stammen aus der frühen Zebbug-Periode, aus der keine Megalithbauten bekannt sind. Auch später zeigen Tongefäße fremder Herkunft und geritzte Schiffsbilder im Heiligtum von Tarxien zwar, daß immer wieder Seefahrer nach Malta gelangten; doch die Megalitharchitektur ist zu originell, um auf fremde Vorbilder zurückgeführt werden zu können. Natürliche Voraussetzungen, nämlich ein Überfluß an relativ leicht zu gewinnenden Großsteinen, genügen als Erklärung nicht. Den Menschen muß ein Lebensgefühl zu eigen gewesen sein, das nach bleibendem Ausdruck in eindrucksvollster Form verlangte. Legt man den Charakter der maltesischen Megalithbauten als Heiligtümer zugrunde, so möchte man fast von einer megalomanischen Art von 'Frömmigkeit' im Sinne einer kaum nachvollziehbar intensiven Ausrichtung auf das Übernatürliche sprechen. Neolithische Grabenanlagen in Dänemark und England, die gleich nach dem Bau wieder zugeschüttet wurden, oder die kupfer- und frühbronzezeitlichen Riesenbauten um Stonehenge und Avebury in England oder Carnac in der Bretagne bezeugen die Realität solcher Motive bei den Menschen der Frühzeit. Der mühsame Bau selbst war wohl eine Art 'Gottesdienst', der zugleich den Zusammenhalt der Gesellschaft und ihre Ordnung sicherte.

Verf. bespricht (S. 52 ff.) eingehend die Bauten. Die Beobachtungen und Beschreibungen gehen in ihrer Genauigkeit weit über frühere hinaus und können z. T. als Erstpublikationen gelten. Für die Heiligtümer (S. 64 ff.) sind zwar oft imponierende Stellen gewählt worden, doch der bestimmende Faktor war die Lage in einer durch die Art des Bodens (S. 13 ff.) bestimmten Siedlungskammer mit autonom organisierter Bevölkerung (S. 19 ff.). Die Ortswahl dürfte oft in eine Zeit zurückgehen, als die Heiligtümer noch nicht in megalithischer Bauweise ausgeführt wurden (s. oben); die Spuren der früheren Bauten sind aber in der Regel beim Bau der Steintempel oder später, u. U. bei unachtsamen, nur den Steinbauten geltenden Ausgrabungen zerstört worden. Verf. versteht es, bei mehreren Tempeln aus bei dieser Bauweise nicht sinnvollen Befunden wie der Anordnung der Mauern auf nicht geplanten natürlichen Felsrippen Rückschlüsse auf die ursprüngliche Bauausführung in Lehmziegeln zu ziehen: dafür war ein erhöhter, d. h. trockener Baugrund erstrebenswert. Der resultierende Schluß, daß demnach auch der komplizierte Standard-Grundplan großer Anlagen in vormegalithische Zeit zurückgeht, ist neuartig und überzeugend.

”Die Baukunst der Tempel“ (S. 52 ff.) wird eingehend und in logisch aufgebauten Einzelschritten – vom Allgemeinen zu Details übergehend – beschrieben. Da der Verf. manche Bauelemente erstmals in ihrer allgemeingültigen Bedeutung identifiziert, schafft er dafür eine deutsche Terminologie (S. 54 ff.; der Terminus ”Raumbucht“ [s. oben] erscheint dem Rez. zu einseitig). Drei Grundformen der Werksteine (Blöcke; Platten; Quader) bilden das Material der Mauern, die überraschend leicht fundamntiert sind oder sich (u. U. mit Ausgleichsschichten von Flachsteinen oder Steinkugeln) auf anstehende (nicht planierte) Felsrippen stützen (s. oben). Die Orthostaten (als Sockelzone oder Wand in ganzer Höhe) sind nicht verbunden, doch in der Regel aneinander angepaßt. Gelegentlich lassen sie Zwischenräume frei, die mit kleinen Steinen ausgefüllt sind. Falls auf einen solchen Sockel weitere Steinlagen folgten, wurden regelmäßige Quader oder polygonale Großsteine verwendet. Selbst bei Quadern sind völlig gerade Kanten oder plane Flächen nicht selbstverständlich; oft kaum merklich, sind die Linien geschwungen: eine besondere Art von Ästhetik. Sie äußert sich auch in den stets kurvilinearen Grundrissen der Tempelanlagen (ein rechtwinkliger Plan erscheint nur an einem Modell [Abb. 104]) oder der Rundform des 6 m tief in den Fels gearbeiteten Hypogäums von Hal Saflieni, einer kollektiven Bestattungs- und Kultanlage und (wie Verf. erwägt) Deponie für Kultgerät aus den unfernen Tempeln von Tarxien. Seine Wände wiederholen, in den anstehenden Fels geschnitten, die Gliederungsprinzipien der oberirdischen Architektur (Abb. 93). – R. Meringer hat diese Neigung zu Bogenlinien und Rundformen vor langem als Grundzug ”altmediterraner“ Architektur erkannt.

Die Wände, evtl. durch Nischen oder torartige Trilithen gegliedert, sind nach innen geneigt. Dies ist ein selbständiges Bauprinzip (S. 93 ff.) und bedeutet nicht, daß die Räume durch Gewölbe geschlossen gewesen wären. Als Parallele ließe sich auf frühkykladische Gebäude und Modelle von einzelnen oder (im Prinzip ähnlich wie in Malta) zu Komplexen zusammengeschlossenen kegelstumpfförmigen Rundbauten verweisen. Nur die Fassaden der Vorhöfe (s. unten) sind vertikal. – Häufig sind Steine mit rankenartigen oder spiraloïden Flachreliefs oder flächenfüllenden Bohrlöchern verziert – letzteres ein Prinzip, das der Buckelverzierung auf Tongefäßen (Abb. 40a; vgl. jungneolithische Keramik aus Griechenland) oder gemalten Punktfeldmustern in Malta entspricht. Auch hier kein Interesse an Linien, geschweige denn Geraden. Dafür gibt es auf Keramik lebendige Vogelbilder in Rillentechnik (Abb. 9), die zu dieser Zeit ohnegleichen sind. – Spuren von Lehmstück (Abb. 68) lassen erahnen, daß die Innenseiten der maltesischen Bauten einst ein ganz anderes Bild boten als heute: monochrom oder (wie im Hypogäum erhalten) mit Mustern bemalt.

Die Grundrisse der Tempelanlagen sind sorgfältig geplant, zweifellos durch erfahrene Architekten, die anscheinend den Bau in Modellen vorbereiteten. Der Baukörper ist, ohne ganz strikte Symmetrie, in einem Achsenkreuz geplant. Die Übergänge zwischen den Höfen, in Form von Korridoren mit Toren, die in Steinplatten geschnitten oder als Trilithen gestaltet sind, sind besonders aufwendig ausgeführt.

Die Innenbauten wurden mit einer geschlossenen Außenmauer umgeben, die eventuell durch Trilithen und Nischen belebt ist. Die Eingangsseite ist als konkave ’Bucht’ gestaltet. Die Zwischenräume zwischen der inneren und der äußeren Mauerschale wurden (für die Statik wesentlich) mit losem Material verfüllt und mit Platten abgedeckt. Der Kontrast zwischen der geschlossenen Außen- und der reich gegliederten Innengestaltung ist ein spezifisches Merkmal der maltesischen Architektur.

Die ästhetische, intellektuelle und technische Qualität dieser Gebäude auf der kleinen Inselgruppe ist ebenso phänomenal wie ihre große Zahl; und diese Höchstleistungen waren nicht an einen Großstaat mit starker Zentralmacht gebunden. Kann die Tempelkultur Maltas vielleicht als ’verhinderte Hochkultur’ gelten, der für eine weithin strahlende Vorbildrolle ein machtvoller Staat als Träger sowie Handelsgüter und Metalle fehlten, wie in Polynesien? Für diese These ließen sich auch die Vielfalt und Verfeinerung der Groß- und Kleinplastik, Gebäudemodelle und Kultgeräte (Altäre, Steingefäße [Abb. 55]) sowie die Traditionen im Kultbrauch geltend machen: die runden Brandopferstellen (Abb. 33) sind trotz langer Verwendung nie erneuert oder umgebaut worden. Vor diesem Hintergrund erwägt Verf. die Kenntnis der Schrift – angesichts neolithischer Schrifttafelfunde in Bulgarien und Rumänien eine reale Möglichkeit.

Das Werk enthält (S. 199 ff.) einen durch Pläne und Abbildungen ergänzten Katalog der Kultplätze und Tempel, Felsengräber und anderen Fundstellen, der auch für den Archäologen hilfreich ist, und schließt mit einer Zeittafel (mit vorzüglicher Stichwort-Charakterisierung der einzelnen Perioden), einem Glossar (S. 288 ff.) sowie einer ausgewählten Bibliographie und einem Ortsindex.

J. von Freedens Buch bringt durch seinen Kenntnis- und Gedankenreichtum auch dem Archäologen Neues. Insofern ist der Verzicht auf Anmerkungen zu bedauern; die Bibliographie ist nur locker mit dem Text

verbunden. So ist nicht immer klar, welche Aussagen neu sind; Diskussionen älterer Thesen sind knapp in den Text eingefügt. Insofern dürfte sich diese Monographie eines faszinierenden Kulturphänomens wohl in erster Linie an (sehr) interessierte Megalith-Enthusiasten wenden. Der Archäologe hat Grund, auf die baldige Vorlage der angestrebten Bauaufnahme der maltesischen Megalithbauten durch den Autor zu hoffen, der sich durch das vorliegende Buch als souveräner Sachkenner ausgewiesen hat.

Mainz

Olaf Höckmann